

Und alle schauen zu

Leseprobe

Von: Maximilian Probst

Die Philosophie wird in Bewegung gehalten von Fragen, die von außen an uns herantreten. Das war bei mir in der Corona-Krise der Fall und die Frage lautete: Wo fängt Tanz an? Gestellt hatte ich sie mir, als eine amtliche Verordnung einige Wochen lang dazu beitragen sollte, die Pandemie einzudämmen. Ich erinnere dazu eine Situation in Berlin-Kreuzberg. Mit einigen Freunden stand ich in einer Bar, es lief Musik, wir tranken. So weit so normal. Gar nicht normal hingegen waren die Schilder ringsum, die uns darauf hinwiesen, dass Tanzen verboten sei. Die Musik fuhr mir in die Glieder, ich wippte, schwankte, wog im Takt, verlagerte mein Gewicht von einem Bein aufs andere – und fragte mich: Stehe ich noch herum oder tanze ich schon? Ich wusste, was ich tat. Ja, ich tanzte. Aber von außen war es nicht erkenntlich. Wer mich intensiv beobachtet hätte, wäre wahrscheinlich zu dem Schluss gekommen, dass ich ein hibbeliger Typ bin. Oder drauf wartete, aufs Klo zu gehen, das gerade besetzt ist. Aber nein, ich tanzte. Und unterlief das Verbot. Und niemand hätte mich überführen können. Ich hätte, wäre die Polizei gekommen, immer sagen können: Sorry, ich bin ein hibbeliger Typ, mit Tanz hat das nichts zu tun.

Verweilen wir einen Moment bei dieser Szene (das gehört zur Bewegung der Philosophie zwingend dazu: stehen bleiben, wo andere schnell vorübergehen, weil es scheinbar nichts oder bloß Alltägliches zu sehen und holen gibt). Also, was sagt uns die Szene? Zuerst einmal könnte man sie mit dem Kontext erklären: Die Bar, die Musik, Getränke, Freunde, in diesem Zusammenspiel kann auch das zu Tanz werden, was nicht danach aussieht. Ganz ähnliche Gedanken kennen wir aus Diskussionen über moderne Kunst. Ein Werk der Kunst sei das, was irgendjemand in

den Kontext der Kunst rückt, ein Pissoir in der Galerie zum Beispiel. Aber der Kontext hätte in meiner Situation auch fehlen können. Ich tanze unkenntlich, ähnlich wie in der Corona-Zeit unter dem Tanzverbot, auch ohne solchen Kontext. Manchmal zum Beispiel stehe ich auf einem Bahngleis und warte auf den Zug. Und strecke dann ein Bein aus, hebe es etwas an, zeichne einen kleinen Halbkreis in den Raum um mich herum. Ein kleiner, angedeuteter, im Verborgenen bleibender Tanzschritt, von niemanden zu erkennen: könnte ja auch nur eine Art Dehnung sein in den Augen eines neugierigen Mitmenschen. Der Kontext kann helfen und tut es oft, aber er ist folglich nicht entscheidend. Wo der Tanz beginnt, entscheidet nicht die Beschaffenheit des Raums ringsum, nicht eine äußere Instanz. Nicht der Blick von außen. Sondern ein innerlicher Willensakt. Ich entscheide, dass ich mein Handeln als Tanz auffasse. Und dann tanze ich, was immer ich gerade tue.

Kann der Tanz damit eine solipsistische Angelegenheit sein? Also etwas, wo es nur um mich geht und die Welt fehlen könnte? Nochmal zurück zur Ausgangsszene, weil Tanz und Philosophie von der Wiederholung oder eher der Variation bestimmter Gesten lebt. Als ich da stand in der Bar oder auf dem Bahnhof und mir sagte: das, was ich hier tue, das nenne ich Tanz – was tat ich da genau? Ich führte ein Selbstgespräch. Ich sagte zu mir: Du tanzt! Ich hatte mich in dem Moment aufgespalten in erste und zweite Person, mich verdoppelt. Und in dieser Aufspaltung kommt der Blick von außen unversehens hinein. Wenn ich mir sage, „du tanzt!“ ergibt das ja nur Sinn, wenn „Tanz“ außerhalb von mir selbst bereits definiert ist, und ich diese von außen kommende Definition auf mich anwende. Passt! Ich sage mir, dass ich gerade tue, was andere Tanz nennen. Ich bin zugleich ein in Bewegung befindlicher Körper wie auch der Blick von außen, der mir sagt, dass ich „tanze“.

Was ist das für ein Blick? Einer, der nicht nur von außen kommt, sondern auch dieses Außen repräsentiert, also sinnbildlich verkörpert. Es ist zwar mein Blick, aber doch einer, dem die Vorstellung zugrunde liegt, dass andere ihn teilen würden (teilen: auch in diesem Wort steckt die Verdoppelung/Aufspaltung drin). Wenn die anderen wüssten, was ich wüsste, würden sie so auf mich schauen, wie ich auf mich schaue. Die Anderen sind in meinem Blick von außen anwesend. Ich tanze also selbst dann

noch für andere, wenn ich mir sage, nur ich allein sei in der Lage zu erkennen, dass ich gerade tanze.

Was lässt sich noch über diesen Blick von außen herausfinden, den ich auf mich selbst werfe? Vielleicht das: Er enthält eine Versprachlichung. Während ich tanze, sage ich mir: du tanzt. So habe ich es oben dargelegt. Ich sage es mir. Ich bin nicht reiner Körper und reine Bewegung. Ich weiß, wenn ich tanze, dass ich tanze und dieses Bewusstsein ist ein sprachliches. Die Verdoppelung meiner selbst – ich tanze und gucke mir von außen dabei zu – verläuft also über die Sprache. Die Sprache schaltet sich dazwischen. Hier ich, dort das außen, dazwischen die Sprache, und zwar nicht irgendeine private Sprache, die nur ich verstehe und spreche, falls es das geben sollte, sondern unser aller Sprache, eine höchst allgemeine Sprache, die wir alle verstehen. Ich sage mir, ich tanze. Und wir alle wissen ungefähr, was damit gemeint ist.

Es scheint so, als wäre Tanzen eine Form, ganz bei sich selbst zu sein. Reine Unmittelbarkeit. Man kann sich in einen Flow-Zustand tanzen, in Trance. Dann sagen wir uns manchmal so etwas wie: Die Welt hört auf zu existieren, während ich nichts weiter bin als eben diese reine Bewegung. Selbstvergessenheit! Ein schönes Ziel und ja, etwas davon können wir im Tanz empfinden. Aber selbst in der Selbstvergessenheit, würde ich sagen, wissen wir jederzeit, dass wir selbstvergessen „tanzen“. Die Sprache bleibt immer dabei. Sie tritt zwischen den in Bewegung befindlichen Körper und die Welt da draußen. Sie ist die Mitte zwischen mir und der Welt. Das Medium. Der Tanz ist also nie reiner Tanz, sondern immer schon vermittelt, selbst, wenn ich für mich selber tanze und niemand von außen sehen kann, dass ich überhaupt tanze.

Die Sache ist nun schon ziemlich kompliziert geworden. Aus guten Gründen. Es gehört zur Philosophie notwendig hinzu: Das scheinbar Einfache wird in Handumdrehen zu einem kaum mehr überschaubaren Problem. Man nimmt ein banales Phänomen – ich tanze unmerklich während des Tanzverbotes in Berlin –, über das man in der Alltagskonversation drei Sätze verlieren würden, und fülle damit ganze Buchseiten. Wir würden uns also mit falschen Erwartungen an die

Philosophie wenden, wenn wir glaubten, sie würde etwas lösen, womöglich das Leben erleichtern. Das ist aber nur die eine Seite. Die Philosophie macht uns das Leben auch schwerer. Sie ist eine Bewegung, die nie an ihr Ende gelangt und jede gefundene Lösung als vorläufig hinterfragt. Eine Bewegung also zwischen den Polen der Erleichterung und Erschwerung. Das hat sie mit dem Tanz gemeinsam, der auch eine Bewegung ist zwischen dem Himmel über uns und der Erde unter uns, was sich idealtypisch im Gegensatz zwischen dem Ballett als Traum der Leichtigkeit des Körpers und dem Ausdruckstanz als Eingeständnis seiner Bodenhaftigkeit abbildet.

Aber zurück zum Medium der Sprache. Ich muss mir sagen können, dass ich tanze, sonst tanze ich nicht. Um zu tanzen brauche ich also den Begriff des Tanzes. Das klingt harmlos, ist es aber nicht. Denn mit dem Begriff des Tanzes handle ich mir alle möglichen Komplikationen ein, ob ich will oder nicht. Mit dem Begriff sind Vorstellungen und Bilder verbunden, was der Tanz ist und sein soll. Begriffe tendieren dazu, das, was sie bezeichnen, auch zu vermessen. Sie enthalten Wertmaßstäbe und vermischen auf diese Weise fortwährend die deskriptive mit der normativen Ebene, die objektive mit der subjektiven Anschauung. Wenn ich tanze, sage ich mir deshalb nie allein, *dass* ich tanze, sondern habe immer zugleich ein Bewusstsein davon, *wie* ich tanze. Selbst wenn ich, wie man so sagt, selbstvergessen tanze, gelingt es mir auf fast magische Weise, nämlich ohne dass ich mich bemühe, so zu tanzen, wie ich idealerweise tanzen will. Ich bin dann wie gemacht für die Weise, wie ich tanze, jede meiner Bewegungen fühlt sich richtig an, und zwar so richtig, dass ich mich scheinbar gar nicht mehr beobachten brauche. Ich beobachte im selbstvergessenen Tanz, wie gut ich tanze und fühle das so intensiv, dass ich meine, mich gar nicht mehr beobachten zu müssen. Das, was wir Selbstvergessenheit im Tanz nennen, ist deshalb aus meiner Sicht eher die totale Selbstannahme, beziehungsweise der euphorische Blick, den ich mir selbst von außen zuwerfe und in dem ich jeden Zweifel abwerfe: Wow! Wie du tanzt! Du musst dich jetzt echt nicht drum kümmern, was andere von dir denken (weil sie anerkennen müssten, dass dein Tanz über jegliche Zweifel erhaben ist).

Aber ebenso oft – wahrscheinlich sogar öfter und bei vielen die Regel – ist der Blick von außen, den ich oder ein anderer mir zuwirft, weniger euphorisch. Oft also ist es

ein strenger Blick, der in der Frage nach dem *Wie* des Tanzens ein Ungenügen ausmacht, das nach unten offen ist. Ich verfüge für diesen Aspekt über ein aufgefrischtes Erfahrungswissen, weil ich vor einigen Monaten mit Ballett angefangen habe. Man muss ja was für die Haltung tun, und Yoga schien mir zu naheliegend für einen Mann, der auf die Fünfzig zurast. Die Tanzschule macht im Übrigen die Situation der Verdoppelung, die ich für den Tanz als zentral erachte, durch die Verspiegelung der Wände sofort augenfällig. Tanzen ist tanzen vor dem Spiegel, nirgends wird das deutlicher als hier.

(...)